

Gott – freiheitsgewährend oder freiheitsverleitend

Predigt zum Dreifaltigkeitssonntag: Ex 34,4b.5-6.8-9; 2 Kor 13,11-13; Joh 3,16-18

Der Dreifaltigkeitssonntag ist ein Festtag ganz eigener Art. Früher stand er am Ende der Pfingstoktav, die es aber seit der Liturgiereform im Zuge des II. Vatikanischen Konzils (leider) nicht mehr gibt. An diesem Sonntag feiert die Kirche nicht ein Ereignis der Heilsgeschichte, wie etwa an Weihnachten die Geburt, an Ostern die Auferstehung Jesu und an Pfingsten die Geistausgießung. Sie feiert den, der der Urheber der Heilsgeschichte ist: Gott, und zwar als den Dreifaltigen. Insofern könnte man den Dreifaltigkeitssonntag als ein „Ideenfest“ bezeichnen, wenn es nicht so missverständlich wäre. Denn natürlich ist der christliche Glaube an den dreifaltigen Gott nicht einfach eine Idee, nicht ein Gedankenkonstrukt von uns Menschen bzw. von Theologen. Vielmehr drückt die Kirche so aus, wie sich Gott in der Heilsgeschichte gezeigt und sich uns offenbart hat, nämlich als Vater, Sohn und Heiliger Geist.

Doch stimmt das eigentlich? Gibt es diesen Gott überhaupt? Nicht global, aber in unserem Land und auf unserem Kontinent ist der Gottesglaube in eine tiefe Krise geraten. Unzählige Menschen glauben nicht an Gott oder lassen die Frage auf sich beruhen. Sie bezeichnen sich als atheistisch oder agnostisch. Letztere argumentieren, die Existenz Gottes könne weder bewiesen noch widerlegt werden, ziehen daraus aber für sich selbst, zumindest in der Regel, die Konsequenz, so zu leben, als gäbe es ihn tatsächlich nicht. Und so ist Gott vielen Menschen wie etwas Entbehrliches abhandengekommen; entbehrlich, weil man ihn nicht vermisst; weil er nicht einmal zu fehlen scheint. Im Gegenteil: Ein Leben ohne Gott erscheint deutlich einfacher, attraktiver, freier, ungebundener und daher glücklicher als ein Leben mit diesem „alten Herrn“ da oben, der einem immer wieder ins Leben reinredet.

Der bekannte französische Romancier, Dramatiker und Philosoph Jean-Paul Sartre (1905-1980) hat diesem Lebensgefühl literarischen und philosophischen Ausdruck verliehen. Für ihn ist die Vorstellung eines allwissenden Gottes, der den Menschen permanent „sieht“, unerträglich. Ein solcher Gott ist ihm gleichsam ein Dieb der menschlichen Freiheit. In seiner autobiographischen Schrift „Die Wörter“ schreibt er, ein solches Von-Gott-gesehen-Werden erwecke nur seinen Trotz. Er habe der Indiskretion dieses Auges widerstanden. Der Mensch bewaise seine Freiheit dadurch, dass er um ihretwillen Gott leugnet. Philosophen nennen dies einen *postulatorischen Atheismus*: Will der Mensch frei und autonom sein, darf und kann es Gott nicht geben.

Nun sind diese Einwände Sartres ja eine durchaus ernstzunehmende Anfrage an den Gottesglauben. Es gibt genügend Beispiele einer Pädagogik, die den Blick Gottes auf uns Menschen, z.B. gegenüber Kindern, nicht als ein wohlwollend-liebendes Gesehenwerden, sondern als ein drohend-kontrollierendes Überwachen interpretiert. Es gibt genügend Beispiele für Gottesbilder, die in Gott eine Art autoritären Despoten sehen, der seine Gebote und Befehle erlässt, um die zu belohnen, die parieren, und die unnachsichtig zu bestrafen, die sich widersetzen. Es gibt genügend Beispiele toxischer, weil angsteinflößender Gottesbilder, von denen man sich in der Tat befreien muss, um seelisch gesund zu werden. Und so ist es eine absolut berechtigte Frage: Vereitelt Gott menschliche Freiheit und ein erfülltes Leben? Oder ermöglicht er es?

Schauen wir dazu in die heutigen Lesungstexte hinein. Der 1. Lesung aus dem Buch Exodus geht die Geschichte vom Goldenen Kalb voraus. Aus Wut und Enttäuschung darüber, dass das von Gott aus Ägyptens Sklaverei in die Freiheit geführte Volk so schnell den Bund gebrochen hat, zerschmetterte Mose die vom Gipfel des Sinai mitgebrachten Gesetzestafeln mit den 10 Geboten. Nun soll er ein zweites Mal auf den Gottesberg steigen, damit Gott den so schnell gebrochenen Bund erneuere. Aber zuvor hat Mose eine Bitte: „*Lass mich deine Herrlichkeit sehen!*“ (Ex 33,18). Das Anliegen wird Mose gewährt, aber mit einer Einschränkung. Gott werde an Mose vorbeiziehen und ihm mit seiner Hand die Sicht nehmen, dann aber die Hand wegnehmen, damit Mose seinen Rücken sehen könne; denn Gottes Antlitz kann niemand schauen, ohne zu sterben.

„*Lass mich deine Herrlichkeit sehen!*“ Mose, der sich beim brennenden Dornbusch so vehement gegen seine Berufung gewehrt hatte, hat Gott durch seinen vertrauten Umgang mit ihm inzwischen besser kennengelernt. In seiner Bitte liegt eine ungeheure Sehnsucht, die unendliche Größe und überwältigende Schönheit dieses Gottes schauen zu dürfen. Schon aus menschlicher Erfahrung wissen wir, dass Despoten nicht schön sind. Niemals würden wir die hässliche oder eiskalte Fratze eines Despoten mit Schönheit in Verbindung bringen. Auch nicht, wenn es sich um Gott handelt. Die sehnsuchtsvolle Bitte des Mose zeigt, dass der Gott der Bibel, der Israel aus der Sklaverei in die *Freiheit* geführt hat, anders ist als der, den Sartre ablehnt.

Auch was Gott in dieser Vision über sich sagt, bestätigt dies. Er ist der Herr über allen Herren, ja; aber als dieser ist er „*ein barmherziger und gnädiger Gott, langmütig und reich an Huld und Treue*“. Hätte Israel das nicht eins ums andere Mal erfahren – so auch jetzt nach dem schnellen Bundesbruch – hätte es das niemals in seinem heiligen Buch aufgeschrieben.

Ganz auf dieser Linie liegt die 2. Lesung aus dem 2. Korintherbrief. Dem heutigen Abschnitt geht eine Philippika des Paulus gegen die Missstände in der korinthischen Gemeinde voraus, die sich gewaschen hat. Doch sie mündet ein in einen versöhnlichen Schluss. Ja, sie sollen in die rechte Ordnung zurückkehren, ansonsten aber eines Sinnes und miteinander im Frieden sein. Denn nichts anderes will der „*Gott der Liebe und des Friedens*“. Auch hier nicht die Spur eines Despotengottes, der strafend daherkommt und menschliche Freiheit einschränkt. Ein Despot stiftet Unfrieden, Zwietracht, Uneinigkeit, Streit und Krieg. Paulus aber schreibt, wie gesagt, von einem „*Gott der Liebe und des Friedens*“, der die Einheit und das friedliche Miteinander der Menschen wünscht – und dazu verhilft.

Am deutlichsten aber wird im Evangelium gezeigt, dass Sartres Gott, gegen den er sich wehrt, um seine Autonomie zu behaupten, nicht der Gott der Bibel ist.

Johannes der Täufer hatte mit höchst eindringlichen Worten gepredigt, dass der Messias zunächst und vor allem zum *Gericht* kommen werde; dass er die Axt schon an die Wurzel gelegt habe, um umzuhauen, was keine guten Glaubensfrüchte bringe. Nur durch entschiedene Umkehr könne man diesem furchtbaren Gericht entkommen.

Was Jesus im Evangelium sagt, klingt wie eine Korrektur. Er ist gerade nicht gekommen zu richten (im Sinne von verurteilen), sondern einzig um zu retten, zu heilen und Leben in Fülle zu schenken. Ebenso wenig ist es der Zorn über die Sünde der Menschen und der Welt, der Gott bewegt hat, seinen Sohn zu senden; das einzige Motiv ist seine grenzenlose Liebe auch und gerade zu dieser mit so viel Schuld beladenen Welt.

Doch wie kommt es, dass Jesus am Ende doch noch von Gericht redet? „*Wer nicht glaubt, ist schon gerichtet, weil er nicht an den Namen des einzigen Sohnes Gottes geglaubt hat.*“ Ich möchte es so verstehen: Jenseits dieser so unverhofften wie unverdienten Liebe gibt es nichts mehr, was den Menschen retten und ihm Heilung und Heil schenken kann. Wer diese Liebe definitiv ablehnt, wer diese Liebe bewusst missachtet, richtet sich selbst. In diesem Fall ist er selbst es, der sich wegverdammt von dieser Liebe; der sich wegverdammt von Gott.

Fazit: Auch von Juden und Christen wurde die Bibel gelegentlich so gelesen und gedeutet, dass das Bild eines gestrengen und strafenden Richtergottes das eines liebenden und menschenfreundlichen Gottes überlagert hat; so sehr, dass es Menschen in große seelische Nöte und vor allem in existentielle Angst vor Gott getrieben hat. Ein Gott aber, der herrlich und schön ist; ein Gott, dem die Einheit und der Friede unter den Menschen wichtig ist; und schließlich ein Gott, der grenzenlos liebt und sein Leben hingibt für die Rettung der Welt – kann kein despotischer Gott sein, sondern muss ein Gott sein, dem man gerne gehorchen kann. Mögen es in unserem Land auch immer weniger sein, die diesen liebenswürdigen Gott lieben – wir sind eingeladen, es für uns selbst, aber auch für diese anderen zu tun. Das wäre eine würdige Antwort auf die Liebe des dreifaltigen Gottes.

Bodo Windolf